

Hermeneutische Blätter  
1/2 · 2006

# ZEIT GEBEN

Hans Weder zum 60. Geburtstag

Institut für Hermeneutik  
& Religionsphilosophie  
Theologische Fakultät  
Universität Zürich

## Thematisches

Editorial <i>Philipp Stoellger</i>	3
Das Spiel der Zeit. Konturen einer theologischen Lebensmetapher <i>Ingolf U. Dalferth</i>	5
Zeit – eine lange Geschichte der Welt <i>Arnold Benz</i>	21
Kreative Erinnerung. Zur johanneischen Auffassung der Zeit <i>Jean Zumstein</i>	27
Das grüne Leuchten <i>Klaas Huizing</i>	40
Tempus est donum Dei. Zeit Geben und Lassen – oder Kaufen und Stehlen <i>Philipp Stoellger</i>	44
Geben, was man nicht geben kann. Überlegungen im Anschluss an Derridas »Donner le temps 1: La fausse monnaie« <i>Andreas Heinle</i>	57
Zeit geben – geben, was man nicht hat <i>Claudia Wélz</i>	64
Gibt man Zeit, wenn man Zeit gibt? <i>Brigitte Boothe</i>	75
Lebenszeit. Eine Analyse der ethischen Implikationen der Metapher vom Leben als Gabe Gottes <i>Markus Huppenbauer</i>	78
Lebensalter und Religion <i>Johannes Fischer</i>	87
Nehmen der Zeit, Geben der Zeit. Zeit <i>Hans-Christoph Askani</i>	94

»... er bringt seine Frucht zu seiner Zeit« (Psalm 1,3) <i>Konrad Schmid</i>	98
Zeit deuten – Leben gewinnen <i>Christof Landmesser</i>	103
Neues, das nicht veraltet <i>Andrea Anker</i>	110
»... und wie einen Mantel wirst du sie zusammenrollen« (Hebr 1,12) <i>Konrad Haldimann</i>	114
Die gegebene Zeit ist begrenzt. Historische und zeitgenössische Fragmente in Anlehnung an apokalyptische Zeitkonzepte <i>Daria Pezzoli-Olgiati</i>	117
Die Zeit der Liebe <i>Niklaus Peter</i>	125
Musikalische Stille in Ewigkeit? <i>Stephan Schaede</i>	130
»Ich ist in der Zeit.« Über Musik, Zeit und Ich in Hegels Ästhetik <i>Markus Buntfuß</i>	147
Die Zeitform des Schweigens. Flexionen der (auto)biographischen Frage am Beispiel William Wolfensbergers <i>Franziska Pilgram-Frühauf</i>	150
Zeit (zurück)geben – Momo und die grauen Herren <i>Pierre Bühler</i>	161
»Zeit geben« als Kardinaltugend evangelischer Pädagogik <i>Thomas Schlag</i>	173
Von der Gabe, das Zeitliche zu segnen <i>Ralph Kunz</i>	184
Die Kirche und die Zeit <i>Hans-Peter Grosshans</i>	187
Impressum	205

## Editorial

*Philipp Stoellger*

### Von Wissenschaft und Zeit

»Scientia donum Dei est, unde vendi non potest«. Wissenschaft ist weder käuflich noch verkäuflich, weil sie eine Gabe Gottes ist. Das zumindest meinten Theologie und Humanismus vor Zeiten. Und das könnte auch heute noch eine sinnvolle Unterscheidung sein von dem, was einen Preis hat, und dem, was um keinen Preis der Welt käuflich ist.

In der Tradition Platons diente diese scharfe Differenz zur Selbstunterscheidung von den käuflichen Sophisten. Denn wer Wahrheit und Wissenschaft zu Markte trägt, mag zwar erfolgreich sein. Das zeigen gut verkäufliche Wissenschaften. Aber wer so zu Markte zieht, gibt preis, was »ohne Preis« ist: die »wertlose Wahrheit« ebenso wie die nie und nimmer käufliche Wissenschaft. Die Unkäuflichkeit impliziert Unverkäuflichkeit, denn sonst wäre das Verkäufliche auch käuflich. Wissenschaft kann nicht als Wissenschaft in die Warenökonomie eingehen. Sie steht nicht zu deren Disposition.

Gleiches gilt glücklicherweise – zumindest als Norm – auch für Liebe und Gerechtigkeit wie hoffentlich auch für Macht und Recht, für Menschenwürde und »Menschenteile« (also Organe) oder für Freundschaft und Gesellschaft, für Siege im Sport wie für Glück im Spiel und nicht zuletzt auch für Glaube und Gnade. Was »ohne Preis« ist, kann nur gegeben und empfangen werden – oder aber genommen und geraubt. Dass gegen die Un(ver)käuflichkeitsregel gern verstossen wird, bestätigt sie nur. Wenn das Recht intakt ist, werden solche Verletzungen auch geahndet. Und wenn die Theologie intakt ist, wird der Verkauf der Gnade zum Anfang einer Reformation.

Gilt gleiches auch für die Zeit? »Tempus donum Dei est unde vendi non potest«? Jedenfalls gilt: »tempora a Deo creata« (Conf. XIII) und: »Id ipsum enim tempus tu feceras« (Conf. XI, 13,15; dito. 14,17). Wenn Zeit eine »gute Gabe Gottes« ist, kann sie nicht käuflich sein wie ein Huhn oder ein Ei. Wenn sie semper ubique »des Herrn« ist, wie die Erde sein Eigentum, kann und darf sie nicht verkauft werden. Daher war einst auch verboten, Zeit zu verkaufen, was man täte, wenn man Zinsen für Geliehenes nähme.

## Tempus est donum Dei

### Zeit Geben und Lassen – oder Kaufen und Stehlen

Philipp Stoellger

»kostbar ist mir jeder Tropfen Zeit«  
 »caro mihi valent stillae temporum«  
 Augustin, Conf. XI, 2,2

#### Enge der Zeit

Zeit ist eine »knappe Ressource«. Zwar haben alle gleichviel davon, aber diese natürliche »Fülle der Zeit« ist leider doppeldeutig. Ist die Zeit überfüllt, wird sie knapp. Und diese Verknappung hat Not zur Folge, Zeitnot, und vielerlei Techniken, um derselben beizukommen. Aber mit der Knappheit der Zeit des eigenen Lebens ist es noch nicht genug. Vita brevis ist nur die Hälfte der Wirklichkeit. Die Länge der Sternzeit ist die andere Hälfte. Die »objektive« Zeit der Sterne »wandelt droben« unbekümmert um unsere Zeitnöte. Die Indifferenz von deren Zeit wirkt beunruhigend gleichgültig uns gegenüber, wenn nicht absolutistisch. Chronos kennt keine Gnade.

Dabei war die Zeit doch eine gnädige Gabe des Schöpfers. Tag und Nacht zu scheiden, die Gestirne zu schaffen und alles Bewegte auf Erden, im Himmel und in den Wassern, das war auch die Erschaffung der Zeit. Zeit war eine paradiesische Kreatur, dereinst zumindest, als alles noch »sehr gut« war. Geblieben ist sie es leider nicht. Denn im Fall muss auch mit der Zeit etwas geschehen sein. Die gute Gabe wurde zur Plage, wenn der Mensch »im Scheweisse seines Angesichts« zu arbeiten hatte. Aus der Gabe wurde ein Gesetz, und zwar ein solches, gegen das sich nicht ungestraft verstossen lässt. Die Zeit der gefallenen Schöpfung kennt kein Pardon. Höchstens ihr Geber, der kennt Gnade. Hoffnung auf ewiges Leben ist Hoffnung auf eine *neue* Zeit jenseits der Enge.

Diese Zeit ohne Enge wird erhofft, als Gabe, nicht gemacht oder gewusst. Aber sie wird, obwohl unmöglich zu machen und zu wissen, dennoch gesagt. Zu sagen, was die Zeit ist, heisst hier: zu sagen, was »Zeit geben« heissen mag. Das zu wagen ist auf Umwegen leichter

möglich als im direkten Zugriff. Zeit nehmen, stehlen und erlangen sind die Selbstverständlichkeiten, in denen wir leben. An ihnen entzündet sich die Hoffnung auf eine Zeit ohne Enge.

#### Beschleunigung und Parusieverzögerung

Die Enge der Zeit und das Gegenmittel der »Akzeleration« ist ein altes Problem. Ernst Benz sprach 1977 von der »Akzeleration der Zeit als geschichtliches und heilsgeschichtliches Problem«<sup>1</sup>. Die Apokalyptik kann man als nicht besonders idealen Typus dessen verstehen: wenn die Zeit knapp wird, wenn das Weltende und das eigene Lebensende koinzidieren sollen am »Ende der Zeiten«, ist Eile geboten – sei es mit der Verkündigung dieses Endes, sei es mit der Beschleunigung desselben, indem man dem Weltenende etwas nachhilft mit Weltzerstörung.

In apokalyptischer Eile waren aber nicht nur die Apokalyptiker, sondern auch deren ärgster Widerpart. »Weh aber der Erde und dem Meer! Denn der Teufel kommt zu euch hinab und hat einen grossen Zorn und weiss, dass er wenig Zeit hat« (Apk 12,12). Dass der Teufel »wenig Zeit hat«, liegt daran, dass die Apokalypse auf ihr Ende zugeht. Auf den wenigen verbleibenden Seiten der Bibel musste die Geschichte zu ihrem Ende kommen, über das Tausendjährige Reich und das Weltgericht schliesslich im neuen Jerusalem. Bis dahin herrscht der Teufel in aller Eile. Die Enge der Zeit ist nicht nur die Wurzel des Übels, sie ist auch dessen Limitierung. Das allerdings ist ein schwacher Trost, wenn sich die Zeit dehnt, und mit ihr auch die Zeit des Übels.

Glücklicherweise aber war die Apokalyptik vor der Zeitenwende eine kurze Episode, im Rückblick eine Episode in der »Mitte der Zeit«, nicht an deren Ende. *Parusieverzögerung* ist im Lichte dessen »Zeit geben« in der Gestalt des »Zeit Lassens«.

#### Fast forward

Die Urimpression, die Zeit sei knapp, das Weltenende nahe und daher Eile geboten, hat Schule gemacht und Geschichte. Diese enge und eilige Befindlichkeit gehört – mutatis mutandis – zur Signatur der Moderne. Deren Eskalation der Wünsche und Erwartungen provoziert immer wieder »Futurologie«, wie Odo Marquard es nannte, Fortschrittsglauben und unfromme Eile: »Zeitgewinn als das Radikal

<sup>1</sup> E. Benz, Akzeleration der Zeit als geschichtliches und heilsgeschichtliches Problem, Akademieabhandlungen, Mainz/Wiesbaden 1977, 2.

aller Wünsche auf Erweiterung und Zugewinn an Lebensrealität<sup>2</sup>. So gesehen überrascht es wenig, wenn in der Moderne mancherlei Wiedergänger der Apokalyptik umhergeistern. Neoapokalyptik ist modern, auch nach dem Millennium noch.

Wenn die Zeit knapp ist, bedarf es der Techniken des Zeitgewinns, genauer: der Technik als *dem* Mittel zum Zweck des Zeitgewinns. Gilt: »Enge der Zeit ist die Wurzel des Bösen«<sup>3</sup>, sind die Mittel des Zeitgewinns die Mittel der Technik: die Beschleunigung wie die stets gepriesene Steigerung der Effizienz, bis in Universitäts- und Studienreformen. Dahinter mag man eine »idée fixe« der Moderne am Werk sehen, die Obsession »Zeit zu sparen«. Auch wenn das an das paulinische »Auskaufen der Zeit« erinnern mag, wird nicht nur der Neutestamentler hier gravierende Differenzen sehen. Denn von »Sparen« war bei Paulus keine Rede.

Steigender Zeitbedarf ist der Index für eine gefährliche Zeitschere: immer mehr Wünsche bei immer weniger Zeit, und immer weniger Zeit für immer mehr Wünsche. Oder immer mehr Erwartungen bei abnehmender Lebenszeit (und Weltzeit?). Das Gefährliche daran ist die Dynamik darin, die wechselseitige Bestärkung dieses Antagonismus. Wäre jeder der beiden Antagonisten für sich schon ein Beschleunigungsfaktor, sind beide zusammen ein gefährliches Gemisch. Denn sie potenzieren gegenseitig ihre Dynamik. Sozialtechnisch formuliert: »dass der Bedarf an Beschleunigungstechniken und -technologien umso grösser wird, je knapper die Zeitressourcen werden und damit: je grösser die Beschleunigung des Lebenstempos ist«<sup>4</sup>. Dass das keine »bloss quantitative« Angelegenheit ist, zeigt schon die Metapher des »Lebenstempos« an. Diese Dynamik verändert die Lebensformen qualitativ gravierend: Verkehrsmittel und Ballungszentren, Informations- wie Unterhaltungstechniken, Sport wie Beruf, alles und jedes wird davon affiziert. Wenn Zeit wesentlich eine »affectio animi« ist, wie Augustin so phänomenologisch wie hermeneutisch bemerkte (Conf. XI, 27,36), affiziert uns die Beschleunigung durch und durch. Auch die Zeit ist »interior intimo meo« – und nicht nur äusserliche Bedrängnis.

<sup>2</sup> H. Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt a.M. 1986, 73f.

<sup>3</sup> Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*, s. Anm. 2, 71.

<sup>4</sup> H. Rosa, *Beschleunigung*, Frankfurt a.M. 2005, 244.

## II

### Dehnungsübungen

Wenn Erfahrungsraum und Erwartungshorizont auseinanderdriften, führt das, wie H. Lübke es nannte, zur »Gegenwartsschrumpfung«. Wenn die Vergangenheit immer weniger als erinnerte Erfahrung präsent ist, wird der retrospektive Horizont der Gegenwart immer enger. Wenn hingegen die Erwartungen eskalieren, läuft man Gefahr, die Gegenwart nur als lästige Verzögerung der Zukunft geringzuschätzen. Mangelt es hingegen an Erwartungen, kann die Gegenwart lästig lang werden. Das Verhältnis dieser Konstellation ist daher stets von neuem und für jeden eigens auszutarieren. Dass hier ein harmonisches Verhältnis bestünde, dürfte vermutlich »bloss« das Regulativ bleiben und allenfalls die Ausnahme, nicht die Regel.

Wie also liesse sich die Gegenwart »dehnen«? Ein allzu menschliches Mittel, die eng werdende Zeit zu dehnen, ist die Verlangsamung des Alterns zur Verlängerung der Lebenszeit. »Zeit geben« in diesem Sinne ist Sache der Medizin als Biotechnik. Diesseits »transhumanistischer« (Alb) Träume der Verewigung durch Technik hält sie zwar kein »pharmakon athanasias« bereit, nichts was Unsterblichkeit verleihe, aber doch eine Verzögerung des unvermeidlichen Endes.

Was aber gibt die Medizin, wenn sie uns Zeit gibt durch Lebenszeitverlängerung? Sie gibt etwas, das sie nicht selber hat. Denn die Zeit, die wir länger leben, wird nicht von Anderen, den Ärzten etwa, uns übertragen. Sie ist vielmehr dem Alter, Krankheit und letztlich dem Tod technisch abgetrotzt. Aber auch von ihm stammt sie nicht, sondern sie ist die Zeit desjenigen Lebens, das wir »unser Leben« nennen. Auch wenn fraglich ist, was das Possessivpronomen hier besagt. Denn auch wenn wir etwas »aus« unserem Leben machen, und wenn »wir« es sind, die unser Leben leben und es damit zu unserem machen, *machen* wir es nicht.

Zeit als *gelebte* Zeit, als Lebenszeit, ist »unsere« Zeit wie unser Leben »unseres« ist. Haben wir sie nicht gemacht, haben wir sie empfangen. »Woher« auch immer. Ein Gottesargument aus der »Gabe der Zeit« wäre jedenfalls kein Argument, sondern ein Zeugnis. Wovon aber?

Einerseits ist unsere Zeit unübertragbar uns und nur uns zu eigen. Wir können sie keinem anderen »übergeben«, auch wenn wir das am Bett eines Todkranken nur zu gerne würden. Wir können sie allerdings dem Anderen widmen, in Fürsorge und Aufmerksamkeit etwa. Damit geben wir etwas unserer Zeit hin zugunsten des

Anderen, wenn wir mit ihm leiden beispielsweise. Im gemeinsamen Verbringen dieser Zeit, im geteilten Zeitverlust, ereignet sich ein gemeinsamer Zeitverlust – der doch für die Beteiligten ein gemeinsames Zeiterleben ist. Geteilte Zeit ist nicht verlorene Zeit, auch wenn die Zeit dabei vergeht, verrinnt und für Unbeteiligte verschwendet erscheinen mag. Geteilte Zeit ist – wie geteilte Freude oder geteilter Wein – verdoppelte Zeit, in Glück wie Unglück.

### Slow motion

Je höher das Lebenstempo, desto mehr Beschleunigung und umgekehrt. Das kann nur eskalieren, so scheint es. Produktion, Kommunikation, Transport, Information und ihre Verarbeitung (Taktung) beschleunigen sich – vieles andere allerdings nicht.

Schlafen beispielsweise lässt sich nicht besonders beschleunigen, das Einschlafen schon gar nicht. Das Atmen zu beschleunigen hilft auch nur wenig und ist eher kontraproduktiv. Beim Essen verheißt zwar »fast food« eine Zeitersparnis; aber die rächt sich vielfältig. Das Trinken ist ebenfalls nur mit riskanten Nebenwirkungen zu beschleunigen. Vom Lesen, Filme sehen, Bilder betrachten oder Schreiben nicht zu sprechen.

Der Augensinn, die optische Wahrnehmung, ist zwar in Grenzen beschleunigungsfähig. Von der Eisenbahn bis zu Musikvideos zeigen sich die Möglichkeit und offenbar auch Verträglichkeit der Beschleunigung. Der Leib allerdings kommt an Grenzen, wie nicht erst Überschallbeschleunigungen zeigen. Die Gefühle sind ebenfalls »träge«. Es gibt zwar deren Wechselbad, aber Gefühle kommen den Augen nicht immer hinterher. Wenn man einen Film im Zeitraffer laufen lässt, kommen die Augen vielleicht noch mit, der Verstand eventuell auch, aber die emotionale Verstrickung bleibt auf der Strecke. Ähnliches gilt für die Nahsinne: Gerüche können nicht so schnell wechseln wie Gesehenes. Riechen, Hören, Schmecken und Tasten – Sinnlichkeit ist nur sehr begrenzt zu beschleunigen, weil der Leib mit im Spiel ist. Und der hat seinen eigenen Rhythmus, der nur vorübergehend zu beschleunigen ist. Der Leib bremst die Eskalation der Beschleunigung, die Natur, die wir sind. Ihr kann man Zeit nicht auf Dauer nehmen, sondern muss sich Zeit für ihn nehmen. Jahreszeiten sind nicht nur in »der Natur« ein Mass der Zeit, sie sind es auch in unserer Natur.

Die Antagonisten der Beschleunigung nehmen dem Menschen zwar die Möglichkeit zu weiterer »Zeitersparnis«. Sie nehmen und fordern Zeit. Darin sind sie paradoxe Formen, Zeit zu lassen: eine

Zeit, die sich nicht dem Effizienzdruck beugen lässt. *Natur* ist so gesehen eine Gabe der Zeit. Allerdings ist das keineswegs »ursprünglich und natürlich«, nicht frei von kulturellem Problemdruck. Ist doch die langsame Eigenzeit der Natur, die wir sind, gelegentlich ebenso ein Problem wie die langsame Eigenzeit der Sterne droben. Zwischen beiden natürlichen Zeiten hastet besorgt der Mensch.

### Gelassene Zeit

Angesichts dieser unkomfortablen Lage, beklemmt zwischen zwei natürlichen Zeiten, gibt es unendliche Versuche, mit diesen Zeiten in »Takt« zu kommen, in Gleichklang und in Harmonie. Sei es, indem man den Mond anheult, sei es indem man gleich mit allen Sternen in sphärische Harmonie zu kommen sucht. Und wenn das im Grossen nicht gelingt, dann wenigstens im Kleinen, indem man auf die eigene Natur »hört« und dem Rhythmus des Leibes folgt.

Nun ist das nicht nur vergeblich, es ist auch schlicht inhuman. Der ideale Grenzwert dieser Versuche wäre, zum Tier zu werden. Und das ist inhuman, indem es die *conditio humana* zu überspringen sucht, eben *in mehr als einer Zeit zu leben*, mit dem Gedränge von Zeiten zurecht zu kommen. Die Flucht nach vorne anzutreten ist allerdings nicht weniger prekär. Denn die beschleunigte Beschleunigung lässt auch den Menschen auf der Strecke bleiben. Das ist nicht weniger inhuman.

Eine »Lösung« dieser prekären Lage »zwischen den Zeiten« wird es im Laufe dieser Zeiten nicht geben. Aber man kann mehr oder weniger human damit umgehen. Die Arbeitswelt beispielsweise, und sei es die Universität, unter verschärften Beschleunigungsdruck zu setzen, ist sicher kein aussichtsreiches Mittel, um wenigstens näherungsweise Welt- und Lebenszeit auszutarieren.

Der Gedanke der Methode ist zwar eine Entlastung. Wenn Arbeit, auch die wissenschaftliche, methodisch verfährt, hängt die Vollendung der Arbeit nicht an der eigenen Lebenszeit. Andere werden fortfahren. Aber das ist nicht nur entlastend, es ist auch kränkend. Zielt doch jeder darauf, in seiner Lebenszeit zu nennenswerten Ergebnissen zu kommen.

Die alte Glücksverheissung, wenn nicht in dieser Welt, so doch in der nächsten würden Erkenntnisersuchen und dessen Erfüllung einander treffen, ist zwar tröstlich. Sie lässt aber in diesen Zeiten zuviel zu wünschen übrig. Wenigstens gelegentlich, von Zeit zu Zeit, bedarf es glücklicher Koinzidenzen. Wenn »Seinesgleichen geschieht«,

braucht man das nicht als Offenbarung zu auratisieren, aber es sind doch glückliche Gelegenheiten, in denen die Zeit sich Zeit lässt.

Wollte man die Kulturen, in denen wir leben, daraufhin durchsuchen, fände man ›Paradigmen der gelassenen Zeit‹. Erwähnt wurde schon, dass die gegebene Zeit eine gelassene ist, sei es die sich selbst oder dem Anderen gelassene, wie in der Parusieverzögerung oder in der Arbeitswelt. Auch die Zeit, die man der Natur lässt, die wir sind, kann gelegentlich angebracht sein, nicht zuletzt wenn man krank sein sollte. Und auch wenn man auf der prekären Suche nach einem Einfall ist, den man eben nicht suchen, sondern nur finden kann, braucht es gelassene Zeit, damit sich kreative Zeit einstellen kann.

Es ›gibt‹ aber auch andere Formen des Zeitgebens: *gestörte* Zeit beispielsweise kann eine Störung der Enge der Zeit sein. Wenn in aller Geschäftigkeit eine Unterbrechung dazwischenkommt, *kann* das eine gute Störung der üblen Enge sein. Dass dem nicht so sein muss, versteht sich mittlerweile leider von selbst. In technisierten Zeiten sind die Unterbrechungen die Regel, vom Telefon bis zur mail. Dennoch, in der Mühle der Zeiten kann ein Steinchen den Lauf so stören, dass sich mehr ereignet als nur eine Störung.

Von ähnlicher Wirkung sind gelegentliche Augenblicke, Begegnungen und glückliche Zufälle. Wenn einem zufällig ein Bekannter begegnet, oder wenn einen plötzlich ein Unbekannter anblickt, mag das ein ›donum superadditum‹ sein, in dem sich mehr ereignet, als in der Enge der Zeit zu hoffen war.

Nicht zuletzt sind die ausserordentlichen Gelegenheiten zu nennen, Feier, Fest und Ferien. Seltsame Zeiträume, in denen das Selbstvergessen auch zum Zeitvergessen werden kann. Wiederum sollte man das nicht auratisch verklären. Ist doch die Besonderheit dieser Ausserordentlichkeiten, dass sie ganz gewöhnlich daher kommen können. Die Dezenz und Diskretion solcher Gelegenheiten macht gerade ihren Charme aus, nicht erhaben daherzukommen, sondern leise, beinahe gewöhnlich, und gerade darin ungewöhnlich.

Dass solche Subtilitäten subversiv wirken gegenüber Beschleunigung und Zeitnot, ist offensichtlich nicht ›machbar‹, es liegt nicht in der Macht der Intention. Darauf aus zu sein hiesse, es schon zu vertreiben. ›Zeit geben‹ ist kein Akt, eine Unmöglichkeit für den Agenten, sondern eine glückliche Gelegenheit, die man Ereignis nennen mag, wenn man den Ton dabei nicht zu sehr hebt. Ausserordentliches ist zwar aussergewöhnlich, aber nicht ausser aller Ordnung.

Was sich nicht machen lässt, ist daher auch nicht wirklich zu kaufen. Es gibt keinen ›Markt‹ für solche Gelegenheiten, auch wenn

›eventmarketing‹ boomt. Warum aber und mit welchen Folgen entzieht sich solch subtile Subversion dem Handel? Wird doch in der Zeit ebenso gehandelt wie mit ihr.

### III

#### ›Ohne Preis‹

Dass die Wahrheit wertlos sei, die Liebe, die Gerechtigkeit, die Güte, oder anders auch die Menschenwürde, das Recht oder auch die Wissenschaft – ist so selbstverständlich wie schwer zu verstehen. ›Wertlos‹ heisst hier: nicht käuflich, nicht als Ware zu kaufen, zu tauschen oder mit Zinsen zu verleihen. Besser als ›wertlos‹ scheint mir, ›ohne Preis‹ zu sagen. Um keinen Preis der Welt lässt sich Wahrheit verhökern, Liebe, Gerechtigkeit oder die Menschenwürde.

Um die Wissenschaft steht es in dieser Hinsicht nicht allseits zum besten. Wer Seminarscheine veräussert, gegen welche Währung auch immer, wird bestraft. Der Titelhandel blüht und gedeiht, aber immerhin nur als zwielfichtiger Schatten des Marktwerts von wissenschaftlichen Titeln. Wer Forschungsergebnisse fälscht, wird bestraft. Aber wer seine Wissenschaft zu Markte trägt, wird belohnt, nicht bestraft. »Scientia est donum Dei«<sup>5</sup> Es scheint eher, als wäre sie zum Tauschobjekt geworden. Was sich gut verkauft, ist gute Wissenschaft (in aller Mehrdeutigkeit).

Aber es gilt dennoch: *Was keinen Preis hat, lässt sich nicht kaufen und nicht verkaufen.* Von dieser Art *sind* Liebe, Macht, Gerechtigkeit, Wahrheit und eben auch Zeit. *Was sich nicht verkaufen lässt und was sich nicht tauschen lässt, lässt sich nur geben oder stehlen.* Zeit ›verhält sich‹ in dieser Hinsicht wie Liebe oder Gerechtigkeit. Sie ist ein ›Medium‹, das sich nicht ›konvertieren‹ lässt in Geld. Die Zeit ist ›ohne Preis‹. Sie ist und bleibt letztlich ›anökonomisch‹. Das allerdings ist höchst anfechtbar, und daher vermutlich leider ›nur‹ ein wünschenswertes Regulativ.

Ist Zeit eine Ware oder eine Gabe? So zu fragen, wird all denen absurd erscheinen, denen Zeit nur Geld ist. Gerade weil Zeit *knapp*

<sup>5</sup> Vgl. G. Post/K. Giokarinis/R. Kay, *The Medieval Heritage of an Humanistic Ideal: ›Scientia donum Dei est unde vendi non potest‹*, in: *Traditio* 11, 1955, 195–234, bes. 197–210. Der Grundsatz hatte seine Pointe in der Problematik von ›Studiengebühren‹: ob akademische Lehrer (der Philosophie) für ihre Weitergabe des Wissens bezahlt werden dürfen.

ist, steigt ihr Wert. Zwar gilt bei manchen alles und jeder für käuflich. Dass das ein Irrtum ist, wird jedem klar werden, der es versuchen sollte. Dass dennoch mehr käuflich ist, als es sein sollte, ist ein eigenes Problem. Denn für gewöhnlich reicht ein Gegenbeispiel, um die ganze These zu widerlegen. Der Satz ›Was keinen Preis hat ...‹ ist demnach nicht als Beschreibung dessen zu lesen, ›was der Fall ist‹. Selbstredend lässt sich Zeit verkaufen.

### Zeit kaufen?

Dass Zeit und Geld *konvertibel* sind, gehört zur Spruchweisheit. Geld kann man ›geben‹, im Handel oder charitativ, eigennützig oder uneigennützig. Zeit aber lässt sich nicht so einfach ›geben‹ wie Geld.

Wem es an Zeit mangelt, aber nicht an Geld, kann es nutzen, um Zeit zu ›sparen‹. Flugzeug statt Bahn, Taxi statt Tram, waschen, bügeln und putzen lassen, statt es selber zu übernehmen. Umgekehrt kann, wem es an Geld mangelt, nicht aber an Zeit, diese nutzen, um Geld zu verdienen. Beide Mängellagen des Lebens scheinen zusammenzupassen, als wären sie von der prästabilen Harmonie eines Marktes füreinander bestimmt.

Aber die Konvertibilität von Zeit und Geld hat Grenzen: Zeit lässt sich nicht eigentlich sparen. Sie lässt sich nicht ›deponieren‹ und bringt keine Zinsen. Sie ist nicht ein universales Tauschmedium wie Geld, sofern sie stets die *eigene* Zeit ist. Jemandem die eigene Zeit als Tauschmittel anzubieten, wird als Währung keineswegs überall akzeptiert.

Zudem produziert die Gleichung von Zeit und Geld Paradoxe. Zeit zu sparen heisst auch, sie zu verlieren. Zeit zu verschwenden kann auch heissen, sie zu gewinnen und zu vermehren. Das könnte man noch verstehen wie ungenutztes und intensiviertes Kapital. Aber dass die Verschwendung in Form gemeinsam verbrachter und vergehender Zeit als Intensivierung und Gewinn erfahren wird – ist mit Geld inkonvertibel.

Was mit gewonnenem Geld geschieht, ist leicht vorstellbar. Was aber geschieht mit gewonnener oder gesparter Zeit? Wird sie ›reinvestiert‹, um noch mehr zu gewinnen? Das führte letztlich zu einem eskalierenden Leerlauf, einem überdrehenden Motor gleich. Was bei dieser Gewinnexplosion fehlt, ist eine Gewinnwarnung. Denn der Gewinn ist zugleich ein Verlust – an *freier* Zeit.

### Zeit leihen?

Wenn man jemandem Zeit leiht, mag man hoffen, dass sich der Andere revanchiert. Dann hofft man auf einen Tausch oder eine Rückgabe. Wenn man aber mit verliehener Zeit Geld machen will, wird es schwierig. So zumindest meinten diejenigen, denen auch die ›scientia‹ als ›donum Dei‹ und deswegen als unverkäuflich galt. Wucherer und Pfandleiher *verleihen* Zeit, die damit ihrem Geber und rechtmässigen Besitzer, Gott, gestohlen werde.<sup>6</sup>

Den Hintergrund dieses Wucherverbots bildet das biblische Zinsverbot (Ex 22,24; Lev 25,35ff.; Dtn 23,20; Ps 15; Mt 10,8; Lk 6,34f.). Besonders der lukanische Text (nach der Vulgata) formuliert das bemerkenswert: ›Mutuum date, nihil inde sperantes‹. Gebt Eigentum zinslos weiter, ohne etwas dafür zu erwarten, könnte man frei präzisierend übersetzen. Geben soll nicht ›intentional‹ vermessen sein, nicht auf etwas aus, sondern gewissermassen ›à fond perdu‹, ohne Hintersinn.

Dieses Verbot wurde im Mittelalter (seit Clichy 636 und Karl dem Grossen 789) auf Kleriker wie Laien bezogen; das heisst nur auf die Christen. Während den Juden das produzierende Gewerbe wie die Zünfte verschlossen waren, blieb ihnen der Geldverleih – mit prekären Folgen bekanntlich. Denen nachzugehen, wäre ein anderes Kapitel.

Die Zins- und Wucherkritik ist hier hingegen als Form der Zeitreflexion relevant: ›Der Wucherer leiht dem Schuldner nichts, was ihm gehört, sondern nur die Zeit, die Gott gehört. Er darf also keinen Gewinn aus dem Verleih fremden Eigentums ziehen‹, so heisst es bei Thomas von Chobham. Dass Wucher Diebstahl sei, ist seit Anselm<sup>7</sup> und Petrus Lombardus offizielle Lehrmeinung<sup>8</sup>, wie etwa in Thomas von Aquins Traktat über den Wucher zu lesen (De usuris).<sup>9</sup>

<sup>6</sup> Vgl. Tabula exemplorum secundum ordinem Alphabeti, hg. v. J. Th. Welter, Paris/Toulouse 1926, 139, NR. 304: ›Die Wucherer sind Diebe, denn sie handeln mit der Zeit, die ihnen nicht gehört, und mit dem Eigentum eines anderen gegen den Willen des Besitzers zu handeln, ist Diebstahl‹. Vgl. P. Ricoeur, Wege der Anerkennung, Frankfurt a.M. 2006, 293.

<sup>7</sup> Homiliae et Exhortationes, MPL CLVIII, Sp. 659.

<sup>8</sup> J. Le Goff, Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter, Stuttgart 1988, 22f.

<sup>9</sup> Decretum Gratiani (1140): ›Alles, was über das Kapital hinaus gefordert wird, ist Wucher (Quicquid ultra sortem exigitur usura est)‹ (C. 14, q. 3, c. 4; vgl. C. 4, CXIV, q. 3). Thomas von Chobham: ›und selbst wer nichts erhält, sondern nur die Hoffnung hegt, etwas zu erhalten, treibt Wucher‹ (Decretum Gratiani, c. 12, Comp. I, v. 15), Summa confessorum, Löwen 1968, 504. Wilhelm von Auxerre: ›Zu Wucherzinsen

Die klassische Definition des Wuchers ist allerdings bemerkenswert doppeldeutig. Bei Ambrosius heisst es: »Wucher heisst mehr erhalten als man gab (Usura est plus accipere quam dare)«. <sup>10</sup> So gesehen wäre die Leihgabe gegen Zins eine für den Menschen illegitime ›creatio ex nihilo‹, bei der Geld aus nichts gemacht wird, aus einem Vorgang, in dem nichts produziert wird. Thomas von Chobham meinte: »Das schlafende Geld bringt natürlich keine Frucht, die Weinrebe dagegen ist natürlich fruchtbar«. <sup>11</sup> Und ähnlich bei Hieronymus: »Wucher und Überschuss nennt man jeden Fall, in dem man mehr erhalten hat als man gab«. <sup>12</sup>

Thomas von Aquin fragte: »Ist es Sünde, Geld zu nehmen als Bezahlung für geborgtes Geld, was dasselbe ist wie Zins nehmen? Zins nehmen für geborgtes Geld ist an sich *ungerecht*; denn es wird verkauft, was nicht ist, wodurch ganz offenbar eine *Ungleichheit* gebildet wird, die der *Gerechtigkeit* entgegen ist«. <sup>13</sup> Dieses ethische Argument unterschreitet aber die theologische Prägnanz des ›donum Dei‹. Ein Nachklang der theologischen Ablehnung des Geldverleihens findet sich noch in der Dämonisierung dessen bei Cäsarius von Heisterbach im Dialogus miraculorum (um 1220): »Es gibt keine Sünde, die nicht von Zeit zu Zeit schläft. Der Wucherzins aber hört niemals auf zu sündigen. Während sein Meister schläft, schläft er selbst nicht und wächst und steigt unablässig«. <sup>14</sup> Geld schläft und schlummert nicht.

### Zeit geben: eine Unmöglichkeit

›Zeit geben‹ – ist und bleibt eine absurde Wendung, eine *contradictio in adiecto*, eine Unmöglichkeit. Wenn man 100 Jahre zu leben hätte, gäbe es keine Möglichkeit, jemand anderem davon ein paar Jahre abzugeben. Zeit als Lebenszeit ist unübertragbar. Es sei denn, man wäre Arzt und könnte die eigene Lebenszeit dazu verwenden, die von Anderen zu verlängern. Aber auch dann würde man nicht die Eigenzeit dem Anderen übertragen, sondern sie zum Wohle des Anderen verwenden.

leihen ist an sich und für sich eine Sünde«, und zwar eine Art der avaritia (Summa in IV libros sententiarium, Buch III, tr. XXVI).

<sup>10</sup> Breviarium in Ps LIV, MPL 16, 982.

<sup>11</sup> Summa confessorum, Löwen 1968, 515.

<sup>12</sup> Hesekiel-Kommentar XVII, 6; MPL XXV, 117 (Usuram appellari et superadundantiam quidquid illud est, si ab eo quo dederit plus acceperit).

<sup>13</sup> S.th. II. IIae, q. 78; dt. Walberberg Bd. XVI 363ff, hier 363 und 365.

<sup>14</sup> Caesarii Heisterbacensis ..., Dialogus miraculorum, II, VIII, hg. v. J. Strange, 2 Bde., Köln/Bonn/Brüssel 1851, 73 (Le Goff, Wucherzins, s. Anm. 8, 29).

›Zeit geben‹ bleibt eine absurde Wendung, nicht zuletzt weil sie ›dinglich‹ von der Zeit redet. Als wäre Zeit etwas, das man, wie 100 Taler, einem anderen geben könnte. Ein Ding der Unmöglichkeit, ein Unding also. Wenn Zeit kein Ding ist, wie soll man sie dann geben können?

›Zeit geben‹ gibt, was der andere schon hat. Weder kann man die eigene Zeit ihm übertragen, noch seine Zeit ›erschaffen‹. Zeit ist insofern ›keine transmissible‹ Grösse. Auch wenn man Aufgaben, Arbeiten und ähnliche Lasten ›an Stelle eines Anderen‹ übernehmen kann. Aber woher hat der Andere schon ›die Zeit‹? Die theologische Antwort lautet: ›tempus est donum Dei‹. Daher kann man sie dem Anderen nicht geben, genausowenig, wie man sie ihm gegen Zins verleihen soll.

Wenn man dem Anderen Zeit lässt, gibt man ihm Zeit, indem man sie ihm nicht nimmt. Wenn man ihm Zeit lässt, hat er die Zeit schon, bevor man sie ihm gibt. Zeit kann einem *genommen* werden, wenn die Aufmerksamkeit erzwungen wird, etwa wenn man ›Akademische Berichte‹ zu verfertigen hat. Zeit kann einem *gegeben* werden, wenn man Aufmerksamkeit erfährt, etwa wenn einem zugehört wird.

›Zeit geben‹ heisst auch, *geben*, was man nicht hat. Denn die Zeit, die man gibt, hat man nicht mehr, sondern sie *wird* gegebene Zeit im *Empfangen* des Anderen. Man kann seine Zeit dem Anderen widmen in Zuwendung und Aufmerksamkeit. Man kann ihm seine Zeit lassen. Man kann gemeinsame Zeit verbringen. Aber die eigene Zeit wird nie die des Anderen – bestenfalls wird sie *gemeinsame* Zeit, in Fest und Feier beispielsweise. Zeit *teilen*, also gemeinsam verbringen, ist eine wundersame Zeitvermehrung. Im Teilen wird nicht getauscht, auch nicht gehandelt, sondern genossen und verbraucht – und eben darin die Zeit in einer Weise verdichtet und intensiviert, was keiner für sich allein zuwege gebracht hätte. ›Zeit geben‹ ist so gesehen eine Hyperbole für ›Zeit lassen‹, ›geniessen‹, ›teilen‹ und darin ›vermehrten‹.

Die *Phänomenalität*, die Erscheinungsform der Gabe der Zeit bleibt aber problematisch. Von ihr so absurd zu sprechen, bleibt prekär. Nur ›kalkulierte Absurditäten‹ wie die Metapher des ›Zeit gebens‹ sind nicht ›bloss‹ absurd, sondern mehr als das: sie sind wörtlich genommen eine Unmöglichkeit. Sie sind bei ihrer Pointe genommen ein Sagen des andernfalls Unsagbaren.

›Zeit geben‹ bleibt unmöglich. Diese Unmöglichkeit ist einerseits negativ zu verstehen: Zeit steht nicht zur Disposition des vermeintlichen ›homo capax‹. Es ist nicht menschenmöglich, Zeit zu geben, genausowenig wie Leben zu geben.

Aber diese Unmöglichkeit ist nicht nur negativ zu verstehen, sondern in emphatischem Sinne »eröffnend«. So ist ein Ereignis unmöglich, weil es nicht die Funktion eines »homo generator« oder »homo faber« ist, keine Möglichkeit der menschlichen Handlungsfähigkeit. Oder eine Erfindung ist unmöglich, weil sie nicht einfach »gemacht« wird. »Zeit geben« ist wie »Raum geben« eine eröffnende Unmöglichkeit, weil sie neue Möglichkeiten eröffnet, aber selber diesseits des Eröffneten liegt. In diesem Sinne ist die Gabe der Zeit die Eröffnung von Leben und Geschichte – donum Dei.

— PD Dr. Philipp Stoellger ist geschäftsführender Oberassistent des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich.

## Geben, was man nicht geben kann

Überlegungen im Anschluss an Derridas »Donner le temps  
1: La fausse monnaie«

Andreas Heinle

»Wenn es etwas gibt, was man auf keinen Fall geben kann, dann ist es die Zeit, da sie nichts ist ...«  
(Donner le temps, 42f.)

Die idiomatische Wendung »Zeit geben« scheint gängigerweise sagen zu wollen »die Zeit für etwas lassen, die Zeit lassen, um etwas zu tun, um die Zeit mit diesem oder jenem auszufüllen«. Gegen diese »Verhärtung«, gegen diese »historische Sedimentierung« meldet Derrida Widerspruch an – und insistiert darauf, dass »Zeit geben« vielleicht auch etwas anderes »zu denken gibt« (Donner le temps, 43<sup>1</sup>). Es ist wohl nicht falsch, im Rahmen einer Festschrift zum Thema »Zeit geben« eine erneute Lektüre der weitgefächerten und unausgeschöpften/unausschöpfbaren Auseinandersetzung zu skizzieren, die Derrida unter dem gleichnamigen Titel anstellt und in anderen Arbeiten – unter anderem in »Une certaine possibilité impossible de dire l'événement« – weiter verfolgt.<sup>2</sup>

Was gibt »Zeit geben« zu denken? Und warum gibt sie es *vielleicht* zu denken? Derrida erörtert dies, unter Bezugnahme auf Martin Heidegger (»Sein und Zeit« bis »Zeit und Sein«) und Marcel Mauss (»Essai sur le don«), auf der Grundlage einer Phänomenologie der Gabe – oder einer Semantik/Logik der Gabe, sofern man angesichts der *Unmöglichkeit* der Gabe von einem »Phänomen« nicht mehr sprechen möchte. Im Folgenden wird aus der Vielzahl der Spuren, die in »Donner le temps 1: La fausse monnaie« ausgelegt sind, eine aufgegriffen und ein Stück weit verfolgt. Dabei wird die Frage des »Zeit geben« an die Frage der Gabe (der Zeit) gebunden und das Ereignis (der Gabe) in den Mittelpunkt der Überlegungen gerückt.

<sup>1</sup> Die Seitenangaben beziehen sich auf die deutschen Ausgaben der Werke J. Derridas: De la grammatologie, Paris (deutsch: 1994); Donner le temps 1: La fausse monnaie, Paris (deutsch: 1993); Une certaine possibilité impossible de dire l'événement, Paris (deutsch: 2003).

<sup>2</sup> »Donner le temps 2«, wo »Zeit und Sein« (Heidegger) und die damit im Zusammenhang stehenden Texte eingehender hätten erörtert werden sollen (Donner le temps, 32), ist bekanntlich nie erschienen.